

Karl Alexander von Müller

Vom alten  
zum neuen Deutschland

Aufsätze und Reden  
1914—1938



Gl. 10596

---

Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart Berlin

(1938)

## Oberschlesiens Not

(1931)

„Krieg hat den Harnisch weggelegt,  
Der Frieden zieht ihn an.  
Wir wissen, was der Krieg verübt,  
Wer weiß, was Friede kann?“

So hören wir über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg die Stimme eines schlesischen Landsmannes, Friedrich von Logau — eines deutschen Dichters in harter Zeit. Wie er noch ein Knabe, vierzehn Jahre alt, war, begann die gewaltige Flut des Dreißigjährigen Krieges; er war ein Mann von vierundvierzig, als sie wieder verklang; und sieben Jahre darauf legte er sich schon hin zum Sterben. Uns heute liegt es nicht mehr fern, uns ein Geschlecht vorzustellen, das durch die besten Jünglings- und Mannesjahre nie das Glück eines ruhigen Friedens gekannt hat, das im blutigen Ringen eines ganzen Menschenalters erleben mußte, wie Heimat und Vaterland unaufhaltsam sich zerfleischten und verbluteten. In dieser Mitte von entfesselter Zerstörung und Gewalttätigkeit aber hat Logau, ein kleiner schlesischer Beamter an einem kleinen schlesischen Hof, dennoch alle Freude und Lust, die ihm widerfuhren, Ergötlichkeit und Verdruß, nachdenkend und bildend in dreieinhalbtausend kleine Kunstwerke umgeprägt, die zu den Schätzen unserer Sprache gehören — rauh und körnig, lieblich und einschmeichelnd, possierlich und geistreich, tändelnd und trozig, zärtlich und grausam und tapfer — leibhaftige Zeugnisse noch heute eines ringenden Menschengemüts, einer tiefaufgewühlten Zeit und eines unzerstörbaren Volkscharakters; eines Volkscharakters, dessen Tapferkeit und Lebenskraft und Beweglichkeit im Unglück auch diese Stunde heute gilt.

Demn wieder wie in jenem furchtbaren Jahrhundert des Dreißig-

jährigen Krieges, wie früher schon in dem fanatisch-blutigen Jahrhundert der slawischen Hussitenkriege, liegt dieses deutsche schlesische Grenzland seit dem Ende des Weltkrieges unter dem Drucke der Not. Altes Schicksal seiner Lage! Wie ein Keil eingesprengt zwischen Polen und Böhmen, bis nahe an Ungarn heran: Grenzkämpfe sind sein Los gewesen von Anfang an! Mehr als einmal im Laufe seiner Geschichte ist es hin und her geworfen worden von einer Oberherrschaft zur andern! Und mehr als einmal im Laufe dieser Jahrhunderte hat sein Schicksal dabei entschieden über das Schicksal, das Steigen und Sinken der Mächte, die gerungen haben um dies offene Land der Oder entlang, zwischen dem Bergwall des Riesengebirges und der weiten, ungegliederten polnischen Ebene, die ohne Grenzen hinüberführt in die endlose, gestaltlose sarmatische Steppe der Russen.

Wir rufen es uns heute ins Gedächtnis: Wieder stehen wir im zwanzigsten Jahrhundert an einem Angelpunkt des schlesischen — und des deutschen Schicksals.

Heute vor zehn Jahren, im Mai 1921, zogen Studenten wohl aller deutschen Länder, nicht zuletzt unserer Münchener Hochschulen, mit der Waffe in der Hand aus, um diesen schlesischen Boden im Selbstschutz zu verteidigen, Seite an Seite mit Bauern und Arbeitern. Sie erinnern sich alle an die Lage, in der das geschah.

Das Diktat von Versailles hatte, unter dem Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, Oberschlesien (samt einigen Gebieten von Mittelschlesien dazu) ohne weiteres Polen zugesprochen: gleich als ob es sich bei Völkern und Provinzen, wie Wilson ein Jahr zuvor in seinem Friedensprogramm anklagend gegen die frühere Zeit gesagt hatte, nur um Steine auf einem Spielbrett handle, die man von einer Staatshoheit herumschieben könnte in die andere. Ein elementarer Ausbruch der Entrüstung in Schlesien erzwang das Zugeständnis einer Volksabstimmung. Am 20. März, am Palmsonntag 1921, fand diese statt. Trotz zweier schon voraufgegangener polnischer Aufstände, trotz eines unerhörten Wahlterrors, trotz alles verübten Wahlbetrugs entschied sich die große Mehrheit der Oberschlesier, rund sechzig vom Hundert derer, die trotz der Bedrohung

aus nah und fern zur Wahl erschienen waren, für Deutschland. Nach dem Sinne des Versailler Vertrages selbst war damit das Verbleiben von ganz Oberschlesien bei Deutschland entschieden. Aber zwei Tage nach der Wahl fielen wiederum polnische Banden über die Grenze; ihr Führer Korfanty rief auf gegen die Volksabstimmung, für ein polnisches Oberschlesien. In den ersten Maitagen brach, unter den Augen der Interalliierten Kommission, die das Land schützen sollte, vom polnischen Staat unterstützt, ein dritter, größter polnischer Aufstand aus und verwüstete das Land. Der deutsche Selbstschutz warf ihn zurück und rettete das Ergebnis der Abstimmung. Aber einige Monate später, im Oktober 1921, verfügte der Rat des Völkerbundes, daß Oberschlesien zwischen Deutschland und Polen geteilt werden müsse. Und bei dieser Teilung wurden nicht so sehr die polnisch sprechenden Abstammungsgebiete zu Polen geschlagen als vielmehr die wirtschaftlich wertvollsten Gebiete dieser „zweiten industriellen Lunge“ von Deutschland.

Die deutsche Reichsregierung erhob Verwahrung gegen dieses ungerechte und rechtbeugende Diktat. Aber unter dem Druck der ausgesprochenen Drohungen, zur Erleichterung des unmittelbaren Loses der Deutschen in Oberschlesien selbst, fügte sie sich dem Befehl.

Es war nicht nur die deutsche Regierung, welche diese Teilung Oberschlesiens verurteilte. Einen „Irrtum des Völkerbundes“ hat sie Macdonald genannt, als er 1924 zum erstenmal englischer Premierminister war. „Eine Schmach und einen Skandal“ nannte sie der Amerikaner Dr. Lord; die „schmählichste Episode Europas“ der Italiener Nitti; einen „Hohn auf den gesunden Menschenverstand, wirtschaftlich absurd, kulturell haarsträubend, eine absolute Vergewaltigung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker“ der englische Konservative Winston Churchill.

Aber zehn Jahre sind seit dieser Teilung vergangen, und das Unrecht und die Vergewaltigung sind geblieben und wirken fort.

Was waren ihre Folgen? Von allen unseren Grenzzerschneidungen ist die schlesische wohl die unsinnigste, und im einzelnen die grausamste. Oberschlesien hat durch sie nicht nur 1 030 000 Menschen verloren; nicht nur drei Viertel aller feiner Grubenanlagen und

sechs Siebtel seiner Kohlenvorräte; den wertvollsten Teil seines Industriegebietes zwischen Königshütte, Rattowitz, Myslowitz und Rybnik. Der Schnitt, der mitten durch eine natürlich gewachsene Einheit geführt wurde, zerriß seine gesamte Wirtschaft. Siebenundzwanzig Eisenbahnlinien brechen heute ab an der neuen, willkürlichen Grenze, zahllose Straßen; sie läuft mitten durch die Äcker der Bauern. Die schlesische Landwirtschaft hat durch sie ihren natürlichen Absatz verloren. Die deutsch verbliebene Industrie kämpft verzweifelt gegen den billigeren polnischen Wettbewerb.

Seit Jahren liegt dies ober-schlesische Grenzland mit den Ziffern der Arbeitslosigkeit an der Spitze des Reiches; das Aufkommen seiner Steuern aber ist auf den Kopf nicht mehr die Hälfte des Reichsdurchschnitts. Es hat die größte Wohnungsnot und die niedrigsten Löhne, die höchste Kindersterblichkeit, die meisten Tuberkulosefälle, die größte allgemeine Sterblichkeit: Zusammenbrüche und Abwanderung schließen die Kette.

Über den neuen Grenzen drüben die abgetrennten Deutschen aber durchleben ein Martyrium der Bedrückung. Ihre Minderheitenrechte in Staat, Sprache und Kultur werden unter die Füße getreten; Leben und Eigentum sind in ständiger Bedrohung; über hunderttausend von ihnen sind über die Grenze verjagt. Und in das von ihnen geräumte Gebiet, gegen den sich entvölkernden deutschen Grenzraum, nicht nur in Schlesien hier, sondern von Ostpreußen bis herauf zum Bayerwald, fluten, wie einst nach den Stürmen der Völkerwanderung, die slawischen Völkerwellen heran gegen Mitteleuropa.

Ist es notwendig, heute an dieses trübe Bild zu erinnern? Wir glauben: ja. Gegen das alte Regiment in Deutschland vor dem Weltkrieg ist mit Recht der Vorwurf der optimistischen Schönfärberei, der Vogel-Strauß-Politik vor der Gefahr erhoben worden: hüten wir uns heute vor dem gleichen Fehler! In seiner ganzen Geschichte ist eine der verhängnisvollsten politischen Schwächen des Deutschen sein Mangel an Nachhaltigkeit und Ausdauer im staatlichen Leben gewesen — gerade umgekehrt wie im privaten, wo er geduldig und unermüdet ist; die Unstetigkeit seiner politischen Ziele,

das Fehlen eines klaren, festen politischen Willens. Sehen wir nicht auch diese Schwächen heute alle wieder am Werk?

Es hilft aber nichts, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen. Die Schwerkraft der Dinge selbst führt die Veränderungen herbei.

Jeder, der die Lage im deutschen Osten kennt, von dem Oberschlesien ein wichtiger Teil ist, weiß es: die Verhältnisse können dort auf die Dauer nicht so bleiben, und sie werden nicht so bleiben.

Deshalb gedenken wir heute gemeinsam der obererschlesischen Abstimmung und der obererschlesischen Kämpfe vor zehn Jahren. Deshalb gedenken wir in dieser Stunde der Toten und danken ihnen, die in diesen Wochen vor zehn Jahren in Oberschlesien im Kampf für den Boden der Heimat gefallen sind. Es ist nicht anders auf dieser Erde, liebe junge Freunde: Leben kann nur gewonnen werden, wenn Leben eingesetzt wird. Das gilt von der Stunde unserer Geburt bis zu der unseres Sterbens. Selbst der Baum und die Blüten des Glaubens bedürfen, um zu wachsen, des Blutes der Glaubenszeugen, das über ihre Wurzeln rieselt. — Deshalb danken wir den abgetrennten und den uns verbliebenen Oberschlesiern, die Not und Bedrückung auf sich genommen haben, weil sie an Deutschland glauben.

Wir sind uns bewußt, daß wir selbst eine Verantwortung auf uns nehmen, indem wir sie ermuntern, auszuhalten im Vertrauen auf die Heimat und dafür täglich, stündlich Opfer zu bringen, die wir im Mutterland jetzt nicht mit Gleichem erwidern können und von denen in der heutigen Lage noch niemand zu sagen vermag, wann sie vergolten werden.

Angeheuer und unabsehbar ist, was unserem Volk in dieser Zeitenwende auferlegt ist. Wer unsere Lage nur mit nüchternem Auge betrachtet, mag zweifeln, wie es möglich sein soll, sie zu bestehen.

Und doch hat Deutschland in seiner tausendjährigen Geschichte schon mehr als eine solche Lage überwunden, und es ist etwas in unserer Brust, auch heute, was uns den Mut nicht sinken läßt.

Es ist schwer in Worte zu fassen. Aber es gibt ein Gedicht von dem größten Dichter gerade dieses schlesischen Landes, einem der tiefsten Traumdeuter unseres Volkes, von Joseph von Eichendorff,

das vielleicht, trotz des Geheimnisvollen, was in ihm weht, deutlicher als alle Prosa, in einem dichterischen Bild ausdrückt, was wir bei der heutigen Lage der abgetrennten deutschen Volksteile — und bei der Lage unseres Volkes im ganzen empfinden. Dies Gedicht spricht von einem Manne, der gefangen sitzt, auf hohem Turm —

„Die Wetterfähnlein klangen  
Gar seltsam in dem Sturm,  
Und draußen hört er ringen  
Verworr'ner Ströme Gang,  
Dazwischen Vöglein singen  
Und heller Waffen Klang.“

Er hört das Tosen wilder Menge, tausend irrende Stimmen,  
und wieder Totenstille, und sein Ohr kann nichts verstehen.

„Doch spürt' er, wer ihn grüße,  
Mit Schauern und mit Lust, —  
Es rührt ihm wie ein Riese  
Das Leben an die Brust.“

Als ein Zeichen dieses Lebens empfinden wir den Choral der Abstim-  
mungen unserer Grenzländer nach dem Zusammenbruch, in dem  
die obereschlesische eine der schönsten Stimmen war.

Als ein Zeichen dieses Lebens empfinden wir den zehnjährigen  
Widerstand gegen Unrecht und Gewalttat, den wir in Oberschlesien  
erlebten.

Und als ein Zeichen dieses Lebens grüßen wir selber in dieser ober-  
schlesischen Stunde unsere leidenden und abgetrennten, gefangenen  
Brüder alle, wo immer sie wohnen!

Über die Bedeutung der Ehereimleben der Völker. Zuerst erschienen in den „Süddeutschen Monatsheften“, Januar 1926, dann im „Arminius“ 1926, Heft 37/8. — Die Ausführungen aus Jakob Burckhardt: Gesamtausgabe Bd. VII, S. 180 (Weltgeschichtliche Betrachtungen); aus J. R. Seeley: Expansion of England, Tauchnitz-Ausgabe, S. 253, Deutsche Ausgabe, Stuttgart 1928, S. 173; aus J. Jaurès: Die neue Armee, 1913, S. 384, 388 f., 394 f., 399, 401 f.

Deutsche Zukunft. Zuerst erschienen als Vorwort zu den „Süddeutschen Monatsheften“, Dezember 1926.

Die Räumung des Rheinlandes. Ansprache bei der Feier der Universität München am 1. Juli 1930. — Unge druck t. — Die Feier begann mit dem Lied „Es klingt ein heller Klang“ und schloß mit der „Wacht am Rhein“.

Oberschlesiens Not. Ansprache bei der Rundgebung der Studentenschaft der Universität München am 15. Mai 1931. Zuerst erschienen in der „Bayerischen Hochschulzeitung“ vom 4. Juni 1931.

Machiavelli. Geschrieben 1925, in Erweiterung eines Aufsatzes in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ Nr. 308 vom 7. November 1925. In der jetzigen Fassung zuerst erschienen in der „Corona“, Jahr 5, 1934/5, Heft 3, S. 253—261.

Oliver Cromwell. Zuerst erschienen in „Belhagen und Klafings Monatsheften“, 1927/8, 2. Band, S. 409—416.

Bismarck und unsere Zeit. Rede bei der Tagung der Bismarckgemeinden in München, am 14. September 1929. Zuerst erschienen in der „Einkehr“ Nr. 43 vom 27. Oktober 1929. — Vgl. die beiden früheren Bismarck-Reden von 1914 und 1924 in „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter“, S. 193 ff. und 212 ff., aus denen ich einzelnes hier wieder aufgreife.

Richard Wagner und das 19. Jahrhundert. Gedenkrede zum 50. Todestag Richard Wagners im Münchener Nationaltheater, am 13. Februar 1933. Zuerst erschienen in der „Corona“, Jahr 3, 1932/33, Heft 4, S. 411 bis 427.

Die Geltung des Bauern in der Volksgemeinschaft. Rundfunkvortrag am Münchener Sender, am 2. Oktober 1932. — Zuerst erschienen in der „Einkehr“ Nr. 23 vom 16. November 1932.

Die gegenwärtige Lage der Universität. Rede zum 461. Stiftungsfest der Universität München, am 24. Juni 1933. — Zuerst erschienen in der „Zeitwende“, Dezemberheft 1933. — Die Verse am Schluß S. 264 aus dem „Eröffnungslied z. Eidgen. Sängerefest 1858“ von G. Keller. — Vgl. hierzu auch die Ansprache zur Eröffnung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, am 19. Nov. 1936, in: Walter Frank, Deutsche Wissenschaft und Judenfrage, Hamburg 1937, S. 5—13.